

Christiane Höhmann

Puppenvater

Kriminalroman

Prolibris Verlag

Prolog

Es ist kalt. Kühler Tau tropft lautlos von kahlen Ästen.

„Es ist morgenfrisch. Ein morgenfrischer Wintermorgen. Ja, so kann man es sagen.“ Helmut schaut zufrieden auf den sanft vorbeiströmenden Fluss. „Aber Frost, nein. Frost hat es noch nicht gegeben. Kein Frost in diesem Winter – bisher.“ Er ist wie an jedem Morgen mit Horst, seinem Berner Sennenhund, reinrassig, versteht sich, den Weg durch die Ortschaft Uffeln gegangen, bis hierher, zu dieser großen Wiese, an der die Weser langsam und gemächlich und immer beruhigend hinunterfließt. Zuerst die Wohnung abschließen, die Treppe vorsichtig hinuntersteigen, mit Horst an der Leine aus dem Haus neben dem Getränk Laden und dem kleinen Imbiss treten und dann die Tür sorgfältig hinter sich zuziehen. „Nicht zuschließen, nicht zuschließen“, es ist ja hell draußen und es gibt nichts zu befürchten.

Der kleine Zeitschriftenladen mit der Postfiliale hat schon auf, die Eisdielen geschlossen, sie öffnet erst am späten Vormittag, wenn die Kinder aus der Schule kommen. Im Moment natürlich überhaupt nicht, wegen der Winterpause.

Seitdem Helmut vor zwei Jahren pensioniert worden ist, etwas früher freilich als normal, nämlich mit fünf und fünfzig, gibt es für ihn und Horst nichts Wichtigeres mehr als diese Morgenspaziergänge, die im Winter stets um neun Uhr beginnen und um zehn Uhr dreißig beendet sind. Immer derselbe Weg, immer die Rintelner Straße, eine gefährliche Landstraße ohne jeden Fußgänger- oder Fahrradweg, den Autos entgegen in Richtung Rehburg. Erst durch den zweiten Ortsteil von Uffeln. Auf der linken Seite, natürlich, auf der linken Seite. Wie damals schon der Vater.

Das ist das Wichtigste am Morgen für Helmut und natürlich auch für Horst. Es ist wie zur Arbeit gehen. Man tut es und dann ist es fertig und man kann das nächste tun. „Immer eins nach dem anderen“, Helmut sieht sich kurz um. Hat er das etwa laut gesagt?

Horst dreht den Kopf leicht, gibt aber keinen Ton von sich.

„Ja, der Fischer-Günther, mein bester Freund“, fängt Helmut wieder an, während er dem ruhigen Fließen des Wassers mit den

Augen folgt. „Der Günther Fischer, jetzt Abteilungsleiter, ja“, fährt er fort und am liebsten hätte er noch laut und kräftig „Madagaskar, Madagaskar“ hinzugefügt, aber er weiß schon, wie die Leute reagieren, wenn er, aus tiefen Gedanken kommend, plötzlich „Madagaskar, Madagaskar“ sagt, was ihn beruhigt wie sonst nichts auf der Welt.

„Von dem halten wir jetzt auch nicht mehr viel. Stimmt's? Der kann uns geradezu gestohlen bleiben, jawohl, gestohlen.“

Aber Horst antwortet nicht.

Warum will Helmut von Günther nichts mehr halten? Er überlegt einen Augenblick. Er hat es vergessen. Für heute, für diesen wichtigen Moment an seinem liebsten Flusslauf hat er es vergessen. Aber später, ja, später wird es ihm wieder einfallen und dann wird es ihn die ganze Nacht quälen. Wie die Sache mit Mohammed. Mohammed, so hieß der Busfahrer in ... wo war das gleich? Ägypten ... in Kairo, war das, ja in Kairo. Helmut muss etwas in sich hineinlächeln. Kairo, griechisch: der erfüllte Augenblick. Der Höhepunkt. Und so heißt da die ganze Stadt.

Mohammed, der Taxifahrer. Der Taxifahrer oder der Busfahrer? Helmut hatte neben ihm gesessen, die ganze Fahrt lang. Das war sehr wichtig gewesen, denn Mohammed wollte ihm, Helmut A. Benedikt, Dipl.-Theol., damals vierundfünfzig Jahre alt und seit fünfundzwanzig Jahren im Dienst, nicht glauben, dass die Originalsprache des Koran, die originale, mündliche Überlieferung das Aramäische ist, jawohl aramäisch. Er hatte Stunden damit verbracht, dies Mohammed während der Fahrt genau zu erläutern, aber der hatte sich nur den Magen gehalten, dafür musste er ständig eine Hand vom Lenkrad nehmen und den Wagen einhändig steuern, das stelle man sich mal vor, mitten in Kairo, und hatte etwas von seiner bevorstehenden Operation gefaselt, vor der er offenbar eine geradezu unwürdige Angst hatte.

Später war er dann sehr, sehr ungeduldig geworden. Er hielt auf einmal an und bat Helmut und Greta höflich, aus dem Taxi zu steigen. Mitten in der Wüste! So schien es Helmut wenigstens, zwischen all diesen Baracken, die im roten, staubigen Sand standen. Aber Greta hatte einen Stadtplan dabei gehabt und schnell

den nächsten Taxistand gefunden. „In dem Wagen hältst du aber jetzt deinen Mund“, sagte sie, als sie ein anderes Taxi bestiegen, und wischte sich auf ihre typisch unnachgiebige Art und Weise den Schweiß von der Stirn – von rechts nach links, statt umgekehrt, wie es sich doch für einen Rechtshänder gehört, und er hatte sich gleich nach hinten gesetzt. Bitte sehr, wenn man so mit ihm umgehen wollte, bitte sehr. Er konnte schweigen. Oh ja, das konnte er. Dabei hätte er Mohammed noch so gerne auf seinen wichtigen zweiten Namen – Ansgar, wie der heilige Ansgar, dessen Grabstätte in Bremen er erst kürzlich besucht hatte, und vor allem auf seinen Nachnamen hingewiesen, Benedikt.

Seitdem der Jupp, oder natürlich der Sepp, wie die Bayern sagen, jetzt in Rom an erster Stelle ist, weist Helmut gerne darauf hin, dass sein voller Name Helmut Ansgar Benedikt ist. Er ist sogar schon beim Geburtshaus Benedikts des XVI. gewesen und hat sich eigenhändig etwas Kalk von dem alten Haus gekratzt und in einem Schmuckkästchen, das er aus dem Nachlass von Tante Simone hat, vorsichtig nach Hause transportiert. Und das alles, obwohl er gar nicht gerne reist.

Es wäre doch wichtig gewesen, in diesem Gespräch auch darauf hinzuweisen, zumal Mohammed gewiss nie nach Marktl am Inn kommen würde. Geschweige denn nach Rom. Das würde sich der arme Schlucker doch nie im Leben leisten können. Aber er – Helmut Ansgar Benedikt – konnte schweigen, ja, das konnte er.

Er schwieg dann auch, als Greta nach dem Urlaub meinte, sie würde sich vielleicht irgendwann einmal wieder bei ihm melden. Das hat sie bis heute nicht getan. Dabei ist sie eine alte Kollegin aus dem Regierungspräsidium, mit der er immer in den Urlaub gefahren ist, schon seit ... seit etwa, das müssen jetzt doch tatsächlich schon zwanzig Jahre sein. Greta saß in der Beihilfe-Abteilung und bearbeitete die Anträge von Beamten eines halben Regierungsbezirks. Er dagegen hatte es zu etwas gebracht. Sogar bis zum schulfachlichen Dezernenten. Da konnte sie doch eigentlich sehr froh sein, dass er immer wieder mit ihr den Urlaub verbracht hat.

In die Stille hinein fängt Horst plötzlich an zu bellen.

„Still, Horst, still doch“, Helmut pufft den Hund etwas in die Seite. „Was ist denn bloß los heute, was, he?“

Horst hört auf zu bellen, aber dafür knurrt er.

Überhaupt, der ist heute schon den ganzen Morgen so komisch. Seitdem sie aus dem Haus gekommen sind, ja, schon bei dem Getränkehändler, bei Herbert, war er stehen geblieben und hatte sich nur schwer weiterziehen lassen. Und da war gar nichts. Helmut hatte zwei Mal nachgeguckt.

Und hier war auch wieder nichts. Keine Katze, kein strenger Geruch, noch nicht einmal einer von diesen widerlichen Fröschen, die diese Gegend bevölkern, weil sie im Frühjahr zum Laichen aus dem Wald an die Weser ziehen und im Sommer als Miniausgabe wieder zurück in den Wald. Überall quatscht es einem unter den Schuhen, wenn man im März und April, im Juni und Juli auf diese Widerlinge unterschiedlichster Größen trifft. Horst frisst sie sogar, zumindest die kleinen unter ihnen. Da könnte man ja noch drüber wegsehen, aber immer muss er sie vorher endlos anknurren. Doch heute sind keine Frösche da. Nicht im Winter! Trotzdem knurrt Horst und will einfach nicht weiter.

„Horst, Horst, wir zwei, was? Wir machen das schon, jawohl“, versucht er es wieder, als Horst sich dreht, an der Leine zieht und plötzlich knurrend wittert. „Still jetzt“, Helmut pufft den Hund heftiger in die Seite, was er nur tut, wenn es gar nicht zu vermeiden ist. Und da sieht er es auch: eine Mulde im Gras. Fast unmittelbar am Ufer, etwa fünfzehn Meter von hier. Helmut hat es schon im letzten Jahr empörend gefunden, dass der Bauer, der Besitzer dieses kostbaren Landstückes, das Weserufer nicht vor Einbruch des Winters ordentlich abgemäht hat. Im November war er schon drauf und dran gewesen, ihn daran zu erinnern, dass das Gras in der kalten Jahreszeit unmöglich so hoch bleiben könne. Das war ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen. Aber es wird eben heute nicht mehr so gearbeitet, wie man es von früher her gewohnt ist. Auch nicht in der Landwirtschaft, ja.

Oder hatte der vor, die Pferde auch im Winter noch da draußen grasen zu lassen? Aber nein, die waren ab November nicht mehr zu sehen.

Das Gras am Weserufer ist niedergedrückt. Nicht tief, selbstverständlich. Aber man sieht sehr deutlich die abgeknickten Halme. Und dann die Puppe. Ein zartes Persönchen eigentlich. Sie liegt auf der Seite und streckt einen Arm in die Höhe. Warum macht sie das? Solche Puppen sind biegsam, nicht nur in den Gelenken.

„Was tust du da, Horst?“, fragt Helmut, noch immer ganz in Gedanken, „was tust du da?“ Horst hat Helmut ganz nahe an das weibliche Wesen herangezogen, sodass er jetzt unmittelbar über der Puppe steht. Ihre rotweiße Mütze mit einem schmutzelweißen Bommel oben drauf ist verrutscht und hängt ihr halb über das Gesicht. Nur ein Auge ist zu sehen, das blicklos nach oben starrt, und ein roter Kirschmund.

Es ist indiskret, weiter in das tote Gesicht zu starren, findet Helmut. Er schaut vorsichtig an der Puppe herunter. Der rote Mantel mit der weißen Kunstfellpasse geht ihr kaum bis zum Oberschenkel. Er ist schmutzig und zerrissen und auch nicht richtig zugebunden.

„Madagaskar, Madagaskar“, sagt Helmut. Er dreht das Mädchen auf den Rücken und setzt ihr die Mütze ordentlich auf den Kopf. Dann schließt er den Mantel, indem er die beiden Seiten übereinander legt, und bindet ihn sorgsam zu. „Ein Nikolausmantel“, sagt er laut, nimmt die Puppe vorsichtig auf und legt sie sich über die Schulter. Horst bellt zustimmend.

Anne Schall, Hauptkommissarin aus Bielefeld, ist an ihrem ersten Urlaubsmorgen erst um halb elf so wach, dass sie sich einen Cappuccino machen kann, den sie an das breite Bett in ihrem kleinen Schlafzimmer mitnehmen wird. Während sie in ihrer Küchenecke darauf wartet, dass die kleine italienische Cappuccino-Maschine in Wallung kommt, reißt sie beide Fensterflügel auf und reckt sich wohligh in der frischen Waldluft, die noch nichts von der zu erwartenden Hitze des Sommertages spüren lässt.

Endlich Urlaub! Der erste in ihrem neuen Ferienhaus, nachdem sie sich von dem Häuschen unten am See getrennt hat.

Für diese einsam gelegene Hütte aus Holz mit roten Fensterläden, eine alte Jagdhütte, hat sie sich schon interessiert, seitdem sie ihren Urlaub in dieser Gegend verbracht hat, also von Anfang an. Und als sie mit der Besitzerin des Waldes ins Gespräch kam, stellte sich heraus, dass die Familie eigentlich keine Verwendung mehr dafür hatte.

Anne hatte sich schnell entschlossen, das Haus gekauft und mit ihren letzten Ersparnissen renovieren lassen.

Das einsame Leben hier oben im Wald ist doch etwas anderes als das Getriebe eines Campingplatzes im Sommer. Der schönste, der natürlichste und einsamste Ort im ganzen Weserbergland!

Sie nimmt die Cappuccinokanne vom Gas und fängt an, die auf der zweiten Flamme angewärmte Milch aufzuschäumen, dabei fällt ihr Blick aus dem offenen Fenster durch die kleine Tannenschonung hinunter ins Tal auf den See und dahinter auf den Fluss. Die Sonne glitzert auf der Wasseroberfläche, die Bäume rauschen in dem ständigen leichten Wind, auch im Sommer. Jetzt, gegen elf, wirft die Sonne Flecken auf die Rasenfläche vor ihrem Haus und erreicht die Terrasse, deren rote Bodenplatten aufleuchten. Auf dem kleinen Gartentisch stehen noch glitzernde Tropfen.

Gleich wird sie sich draußen ein Gedeck hinstellen, aufgebackene Brötchen, Käse, Schinken und Salami, und wird ganz in Ruhe in der Sonne die Zeitung von gestern lesen. Aber erst noch einmal für ein paar Momente zurück in die Wärme des Bettes.

Kaum zu begreifen die Stille und die Leere hier, nach den anstrengenden letzten Wochen. Das Verschwinden der Schülerin und der Mord an der alten Frau haben ihr doch mehr zugesetzt, als sie es sich eingestehen wollte. Und dann noch die Vergewaltigung einer älteren Frau in der letzten Woche vor ihrem Urlaub.

Aber darüber will sie jetzt nicht nachdenken.

Selten einmal ist ein Auto von Ferne zu hören, zwei Mal in der Stunde erklingt ein lauter werdendes, plötzliches Rauschen, endet wieder und beginnt erneut, schwillt an, bis es sich direkt unter ihr befindet. Ein Zug der Eurobahn passiert dann die alte Eisenbahnbrücke in Uffeln, verschwindet anschließend in den dichten Büschen und Bäumen am Waldrand und taucht plötzlich unterhalb des Hanges wieder auf. Ein sehr moderner, leicht wirkender, blau-gelber Zug, bestehend aus nur zwei Waggons. Kürzlich hatte sich Anne mit Niklas, ihrem Sohn, der ihr beim Einzug in die Hütte geholfen hat, im Spaß darüber unterhalten, ob dieser Zug denn nun auch ein Schienenbus sei, so wie früher die Züge, die nur aus zwei Wagen bestanden. Für Anne waren Schienenbusse aus rotem, schwerem Metall, nicht solche schicken leichten Gefährte, die so schnell an einem vorbeirauschten. Niklas kannte gar keine Schienenbusse mehr. „Ein Bus auf Schienen. Was soll das sein?“, hatte er belustigt gefragt.

Am frühen Nachmittag fährt Anne mit dem Fahrrad in die Stadt. Den Borlefsener Kirchweg hinunter, am Alten Forsthaus vorbei Richtung Rehburg, Uffeln. Die Straße ist ziemlich ruhig, nur zweimal hört sie ein Auto hinter sich, das kurz abbremst, um den Gegenverkehr vorbeizulassen oder um die Fahrradfahrerin mit gebührendem Abstand überholen zu können. Obwohl die schmale Landstraße keinen Fahrradweg hat, fühlt sich Anne heute nicht gefährdet durch den Verkehr. Ihr Blick liegt auf der lieblichen Landschaft, die sie in Ruhe wiegt, die sanften Hänge über dem Fluss, die kleinen, weißen, würfelförmigen Häuser mit den roten Dächern, das satte Grün überall. Das Korn steht hoch, nicht zu verstehen, dass es noch nicht abgeerntet ist, jetzt, Anfang August, nach der langen Trockenperiode.

In Uffeln biegt sie nach links ab und überquert die Weserbrücke, fährt dann nach Vlotho hinein, passiert die immer ruhige Fußgängerzone, in der das Radfahren erlaubt ist, und kommt schließlich rechts den Berg hoch an der Grundschule vorbei zu dem einzigen Fahrradgeschäft der Stadt. Sie will die Sonderangebote des Fahrradhändlers durchsehen, der seinen Laden aus Altersgründen schließen wird. Vielleicht findet sie dabei eine günstige Satteltasche, die sie für ihre längere Radtour auf dem Weserweg Richtung Hameln braucht.

Aber der Laden ist geschlossen. Es ist auch erst zehn vor drei, stellt Anne fest. Manchmal schwierig, sich an die Geschäftszeiten der Kleinstadt zu gewöhnen. Ein Teil der vielen kleinen Läden ist geschlossen und steht mit hässlich verklebten Schaufenstern leer. Die Mieten wahrscheinlich nicht mehr bezahlbar. Nur um den Aldi-Markt herum floriert das Geschäft. Aber dort gibt es auch keine strikte Mittagspause von eins bis drei.

Anne holt ein Brötchen aus dem Rucksack und lehnt sich an die Schaufensterscheibe. Als sie aufgegessen hat, dreht sie sich wieder zum Schaufenster und sieht sich die Auslagen genauer an. Was steht da auf dem Schild? Sie greift in ihren Rucksack und kramt ihre Lesebrille heraus.

„Freitag ab 13 Uhr geschlossen.“

„Was?“ Sonst sind die Geschäfte doch nur am Mittwochnachmittag geschlossen. „Mist!“ Wahrscheinlich ist der Ausverkauf auch schon beendet.

Sie setzt den Fahrradhelm wieder auf und dreht das Rad um. Auf dem leeren Hof der Grundschule sitzen ein paar Jugendliche, von denen einer ihr kurz etwas zuruft, als sie vorbeifährt. Was, versteht sie nicht, aber die anderen brechen darüber in lautes Lachen aus.

Der Treffpunkt der Jugendlichen am Wochenende, der menschenleere Schulhof, auf dem man endlich einmal das tut, was man in der Hetze des Schulmorgens nicht kann: Ruhig auf irgendwelchen Steinstufen abhängen, baggern, lästern und labern, während die Nachmittagssonne sich von den Bäumen langsam auf das Schulgebäude mit den hohen Fenstern zubewegt und man die menschenleere Schule fast hinter sich atmen hört. In diesem Jahr

waren die Ferien bereits Ende Juli zu Ende, sodass die Kinder nun schon wieder vormittags in den Räumen schwitzen müssen.

Beim Weiterfahren fällt Anne wieder auf, wie ruhig die Innenstadt ist, die jetzt in der heißen Nachmittagssonne liegt. Eine Atmosphäre wie in ihren Kindersommern in der Kleinstadt am Neckar. Ferientage, an denen sie sich beim Frühstück mit ihrem Cousin hauptsächlich darüber stritt, ob sie heute den langen Fußweg zum Freibad am Fluss machen oder doch lieber oben im Wald an ihrer Holzhütte weiterarbeiten und sich später in der Stadt ein Eis kaufen sollten, von den letzten ersparten Pfennigen. In diesen Ferienzeiten vergingen die Nachmittage so langsam wie die ganze Kinderzeit. Immer gab es etwas, auf das man warten und sich freuen konnte: das liebevoll von der Tante zubereitete Abendbrot, das Gefühl, erhitzt von der Sonne, abgekämpft, ausgetobt und rechtschaffen müde aus dem Schwimmbad im Zeitlupentempo den Berg hinaufzulaufen. Lange aufbleiben dürfen, weil Ferien sind.

Bevor die Kommissarin wieder in die Rintelner Straße Richtung Möllbergen einbiegt, hält sie an, schließt ihr Fahrrad an einen Laternenpfahl neben den bereitgestellten Fahrradständern und lässt sich auf einen der bequemen Korbstühle vor der Eisdielen fallen. Zum Glück kann man im Urlaub auf alte, bequeme Hosen ausweichen, die nicht kneifen, wenn man sich gerade gemütlich hinsetzt, um sich ein Eis mit Sahne und Soße zu genehmigen. Anne streicht ihr schwarzes Haar wieder in die Stirn. Es hält dort nicht. Es hält natürlich nie. Vielleicht sollte sie sich doch einen neuen Haarschnitt zulegen. Aus diesem dichten schwarzen Haar, das bisher nur an den Schläfen grau-weiße Stellen aufweist, sollte sich doch auch mit Anfang fünfzig noch etwas machen lassen. Aber sie konnte sich noch nicht so richtig aufraffen, zum Friseur zu gehen. Dort wird sie sich wieder zwei Stunden lang intensiv im Spiegel gegenüber sitzen müssen. Warum eigentlich stört es sie so, dass sie ständig dicker und, wie sie findet, unansehnlicher wird?

Ihre Beweglichkeit schränken die paar Kilos Übergewicht doch wirklich noch nicht ein. Und so weit würde sie es auch nicht kom-

men lassen. Und sonst? Warum ist es so wichtig, mit fünfzig noch gut auszusehen? Geht es immer noch darum, für Männer attraktiv zu sein? Dabei hat sie sich für Männer eigentlich nie übermäßig interessiert. Ein abgelegter Ehemann und das eine oder andere kurze Intermezzo in den letzten Jahren. Aber das Kapitel konnte sie ja sowieso wahrscheinlich bald zu den Akten legen.

Vielseitig interessierte Single-Frau, Kriminalkommissarin mit einem Hang zu Wanderklamotten und mit einer Hütte im Wald, sucht ... Ja, was oder wen denn eigentlich? Sie suchte doch nicht wirklich jemanden.

Sie war doch alleine sehr glücklich.

Und dafür auf einen schönen cremigen Eisbecher mit süßer Soße und einem weichen Sahneberg zu verzichten? Eigentlich nicht. Im Urlaub schon gar nicht. Das Älterwerden würde ohnehin noch mit reichlich Verzicht in allen möglichen Bereichen einhergehen. Es kommt eben darauf an, auf ästhetische Weise dick zu sein. Schön und sorglos, was das Äußere betrifft. Als sie mal eine Zeitlang sehr selbstbewusst mit ihren Pfunden umgegangen war, so wie Marianne Sägebrecht etwa, da hatte sie mehr männliche Beachtung als zu allen anderen Zeiten ihres Lebens gefunden. Annes Freundin Doro sagt immer: „Ich bin nicht schlank, aber ich halte mich immer gerade.“ Anne muss lachen, wenn sie an den Gesichtsausdruck denkt, mit dem Doro das verkündet.

Vanessa Weise fällt ihr ein. Diese intelligente Vorkämpferin für die Sache der Frauen hat auf Anne schon immer großen Eindruck gemacht. Anne hat vieles von dem gelesen, was sie geschrieben hat und einiges davon hat sie in ihrer persönlichen Entwicklung entschieden weitergebracht. Kürzlich hat sie Frau Weise in einer Ausstellung im Berliner „Kulturforum“ gesehen. Zusammen mit einer jungenhaft-sportlichen Frau, die von Vanessa gelegentlich gestreichelt oder in den Nacken geküsst wurde, lief die weltbekannte Schriftstellerin, die jetzt gut über sechzig sein musste, nahe an Anne vorbei und schaute sich die Bilder in der vom Audio-Guide vorgeschlagenen Reihenfolge an. Anne ruhte sich gerade auf einem der großen Ledersessel vor den Bildern aus. Vom Anblick ihres Idols war sie schockiert. Vanessa war nicht schön dick.

Sie alterte auch nicht schön. Sie trug ein meliertes, fast bodenlanges Hängekleid aus Pannesamt und dazu schwarze Flechtsandalen. Von hinten wirkte sie kastenförmig, von vorne schwanger. Ihr Kleid beutelte sich zu einem unschönen Spitzrund nach vorne aus, auf das sie die Arme abstützte. Das würde ich in diesem Falle auch tun, dachte Anne. Dann aber ärgerte sie sich über sich selbst. Warum nur war das Aussehen so entscheidend? Wenn Vanessa Weise Erich Fried oder Martin Walser gewesen wäre, hätte Anne doch ihre alternden Körper eher mit Rührung betrachtet, selbst wenn diese auf provozierende Weise an den menschlichen Verfall erinnern.

Die letzte Dichterlesung von Fried, die sie miterlebt hatte, war vor allem deshalb so ergreifend gewesen, weil der beleibte Mann so alt und so gebrechlich war. Beim Gang auf die Bühne musste er gestützt werden. Damals war er schon schwer erkrankt. Alle liebten ihn in seiner Verletzlichkeit. Wie anders wäre das gewesen, wenn statt seiner eine alte Frau gelesen hätte, die sie alle noch in der Mitte ihrer Jahre kennen gelernt hatten?

Eine Frau muss schön, mindestens aber körperlich attraktiv sein, da nützen auch alle Verdienste nichts, die sie sich um die Menschheit erworben hat. Wie lange wird das wohl noch so bleiben?

Anne leckt den Eislöffel ab und gibt dem Kellner ein Zeichen. Sie will heute Nachmittag auf jeden Fall wieder einmal die vielen dicken Enten vom Badestrand am Campingplatz verscheuchen und lange im See schwimmen, bevor sie sich auf den Rückweg den Berg hinauf in ihren Wald macht.